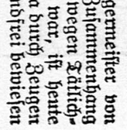
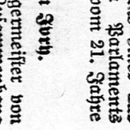
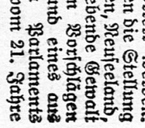
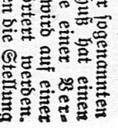
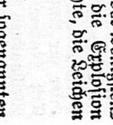
(Zudge)

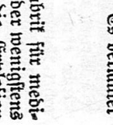


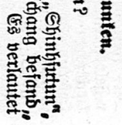


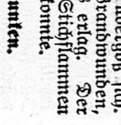


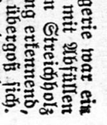


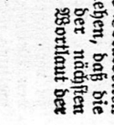


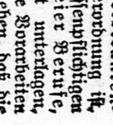


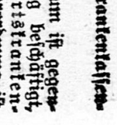


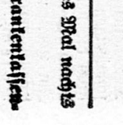


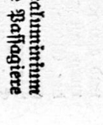


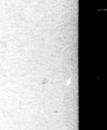












Aus jedem Grund, aus jeder Zeile, aus jedem Stein, aus jedem Haus, allüberall raunt die Vergangenheit dir ihre Sagen zu von den Tagen, da des Römers harter Fuß hier gegangen über die Not der Zeiten, da der Krummstab hier gebot und das Weh langer, schwerer Jahrhunderte bis auf die gegenwärtige Stunde. Glücklich die Stadt, die dieses Juwel in ihren Mauern birgt, glücklich das Auge, das hier altersgraues Gestein deutet und belebt, das täglich und stündlich dem, der die Heimat liebt, der seiner Väter gern gedenkt, in Ohr und Herzen raunt:

„Ich weiß um alles wohl Bescheid,
um jede Lust, um jedes Leid,
was ihnen widerfahren."

Wo aber des Marktes altersgraue Zwiesprach im Gewirr der Straße sich verliert, da wuchtet stolzer Bürgersinn herrisch in die Zeile der Häuser, drängt sich breit und befehlend vor und gebietet der neuen Zeit. Und ist doch gar lieblich anzuschauen in den feingeschwungenen Linien, den Türen, Gesimsen und Giebeln dieser alten prächtigen Gasthöfe „Zur Blomen" und „Zum Sterne", die in schlimmer Kriegsnot, da fremde Heere die deutschen Lande dreißig Jahre verwüstet, geschaffen und erbaut. Wer möchte sie missen in diesem Straßenbilde, dem die Unrast unserer Tage mitleidslosen Stempel aufgedrückt! Und noch einen Triumpf erlebt die alte Stadt, der köstlichsten einen. Inmitten der neuen Zeit, allwo St. Sebastiani Kirchlein lieblich winkt, schlägt das goldene Buch der Stadt eine neue, starke Seite auf, da wo der Gasthof „Zum Schwatten Roß" mehr denn drei Jahrhunderte das Auge entzückt. Fürwahr, lieblicher wird kaum ein Bild erhört!

So sah ich die schöne, alte Stadt. Manch stillen Winkel birgt sie noch, zur Einkehr und zur Andacht ladend, manch altersgraues Gestein türmt erinnernd sich zum Himmel oder schläft verschwiegen und vergessen in mitleidslosem Tag. Deine Stimme aber, du schöne alte Stadt, klingt überall und wartet nur der Liebe, die dich hören will. Dein Lied geht wie im Traume um und schwingt durch meine Seele, das Lied der schönen alten Stadt.

„. . . . wie gehts nur an,
das man so lieb es haben kann,
was liegt darin? erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
ein wenig Wohllaut und Gesang
und eine ganze Seele."

(M. v. Ebner-Eschenbach.)

✱

In der Hängematte.

Von dem weichen Mittagswind gewiegt,
Auf und nieder, schläfernd-sanftes Schweben,
Himmelsferne, die mein Blick durchfliegt,
Laubdach, das sich grün zu Häupten schmiegt,
Rings im Waldgrund raunend Sonnenleben
Fühl ich, sacht im Fluge, mich umweben.

Auf und nieder, schläfernd-sanftes Schwanken
Mit dem Winde, weich und spürbar kaum,
Sonnentrunken flattern die Gedanken,
Wiegen Wipfel sich und Blätterranken
Und kristallener Glanz am Himmelssaum.
In dem schwebend dämmerleisen Schwanken
Wie verzaubert zu blaugoldenem Traum,
Auf und nieder schwingt mit mir der Raum.

Heinrich Leis.

✱

Von der Pachthofwirtschaft früherer Jahrhunderte.

Von Josef Bremer.

Vor mir liegt ein Pachtvertrag aus dem Jahre 1645, wonach der wohledelgeborene und gestrenge Johann von Schillinck, Statthalter des kurkölnischen Amtes Liebberg, dem hochachtbaren und tugendsamen Johann Cofferodt und seiner Ehefrau Katharina vom adeligen Haus Gustorf den Hof und die Ländereien unter folgenden Bedingungen verpachtete:

Der Pächter liefert für 20 Morgen je ein halbes Malter Weizen und ein halbes Malter Roggen entweder nach Neuß oder nach Liebberg. Für weitere 30 Morgen gibt er jährlich je ein Malter Weizen. Außerdem liefert er alljährlich drei ausgefütterte Gänse, 40 Steln (ein altes Gewicht) guten Flachs, zwei Faselschweine aus den Stoppeln, nicht von den besten und nicht von den schlechtesten; dem Verpächter werden die halben Aepfel und Birnen abgeliefert. Die Weidenbäume und das Weidengesträuch im Broich erhält der Pächter allein. Den Hopfengarten lassen Verpächter und Pächter gemeinsam in Ordnung machen, und dann teilen sie den Ertrag. Eine Stube, eine Kammer, ein Söller und eine Scheune bleiben dem Verpächter zur freien Verfügung für den Fall, daß er sich in Gustorf aufhält oder seine Früchte, die er als Pacht von den Halfleuten erhält, aufspeichern will. Da der dreißigjährige Krieg einen sehr schlechten baulichen Zustand des Hauses verursacht hat, soll dasselbe vom Verpächter in guten Stand versetzt und vom Pächter unterhalten werden, vor allem die Türen, Fenster und Lehmwände. Alle Jahre sollen 200 Strohpuppen neu aufgelegt werden. Bei Mißwachs, Hagelschlag und dergleichen findet eine Besichtigung von Verpächter und Pächter statt, die, wenn notwendig, eine Lockerung der Vertragsbedingungen zur Folge hat. Verpachtet wird auf 12 Jahre. Säumigkeit im Zahlen und Abliefern macht die Abmachungen hinfällig. Außer diesen Bedingungen bestand für den Pächter Cofferodt noch die Pflicht zur Zahlung von jährlich 12 Reichstaler in bar für die Nutzung des Baum- und Gemüsegartens und eines einmaligen Weinkaufs- oder Einstandsgeldes von 50 Reichstaler.

Es muß für unsere Landwirte von heute sehr unterhaltsam sein, die Lebensverhältnisse eines Pächters aus Ur-Ur-Urgroßvaterzeiten mit denen von heutzutage zu vergleichen. Der Grundherr wohnte damals auf dem Herren- oder Fronhof, mit welchem eine mehr oder weniger große Zahl abhängiger und dienender Höfe einen sogenannten Hofesverband bildeten. Die Begriffe Herrenhof und Fronhof kennt man heute noch an manchen Orten, so in Elsgen und Neuenhausen. Die Betriebseinheit war eine sogenannte Vollhufe, das heißt etwa 60 Morgen. Je nach der Gegend oder den Verhältnissen gehörte zu einem einzelnen Hofe ein Vielfaches oder ein Teil dieser Morgenzahl. Die Pachthofinhaber hatten die Rechte und die Gewohnheiten ihres Hofes in sogenannten Weistümern festgelegt, die zu bestimmten Zeiten zur allgemeinen Kenntnis gebracht wurden. So war es auch in Gustorf. Dort mußte alljährlich vor der Ernte ein Vertrauensmann des Dorfes mit dem Hofesherrn die Zeit des Torfstechens vereinbaren. Der Mittelsmann bekam dafür von jedem Haushalt 2 oder 3 Eier und mußte seinerseits dem Herrn eine Flasche Wein schenken. Dieser eichte und brannte auch das Kornmaß und bestimmte die Größe und Schwere des Brotes. Falsches Maß und Gewicht zerschlug er, und zu leicht gebackenes Brot brach er in Stücke für die Hausarmen. Er allein war zur Fischerei, Jagd und Schaftrift berechtigt, wofür er Stier und Eber halten mußte.

Die Pachtverpflichtungen wurden nicht mehr wie in ganz alten Zeiten nur durch Lieferung von Getreide, Eiern, Wein und Vieh allein abgelöst, sondern auch in Geld. Nach Ableistung der jedesmaligen Verpflichtungen führte der Hof ein ziemliches Eigenleben. Er wirtschaftete durchweg mit eigenem Gesinde und nahm in arbeitsreichen Zeiten Tagelöhner dazu, die nach Winter-, Sommer- und Erntetagen entlöhnt wurden mit 5 bis 12 Stübern Tagelohn. Die Dienstboten traten zu Lichtmeß ihren neuen Dienst an. Ihren Lohn erhielten sie teils in bar, teils in Form von Brotfrucht, Flachssamen, Leinwand und Kleidungsstücken. Neben dem sogenannten Enk oder Bauknecht gab es einen Unterenk und einen Pferdeknecht, die außer dem Mietpfennig 11 bis 20 Reichstaler für das Jahr erhielten. Unter den Tagelöhnern gab es Unter-, Mittel- und Oberarbeiter. Als ständige Arbeitskraft erhielten sie ebenfalls 11 bis 20 Reichstaler. Der Kuh- und Schweinejunge erhielt deren 2 bis 3. Die Tagelöhner mußten unter anderm Stroh schneiden, Pferde treiben und zur Erntezeit das Feld bewachen. Der Schmied arbeitete in Akkord für etwa 18 Reichstaler im Jahre. Die Handwerker kamen vielfach ganze Tage zur Arbeit auf den Hof, wo eine Behelfswerkstätte war.

(Schluß folgt.)

✱

Aus unserem Kindertagebuch.

Raras siebenter, lange vorher ungeduldig ersehnter Geburtstag wird festlich begangen. Morgens in aller Frühe schon stürmten die Kinder, selig aufgeregt, zu uns ins Schlafzimmer. Das Geburtstagskind stellte strahlend fest: „Jetzt bin ich Punkt sieben Jahre alt."

Didi hüpfte auf einem Bein und jubelte: „Ich zittere vor Geburtstag".

Klein Edeltraut, das Mäulchen mit Schokolade („Lokolade") beschmiert, erklärte befriedigt: „Butstag nis kaka, Butstag is gut!"

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Heinrich Staab.
Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.

7. Jahrgang – Nr. 32 | Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung | 15. August 1928

Sankt Quirinus' Dom.

Von A. Gotzes (Neuß).

Steingewalt'ge Säulen tragen Lasten
Jahrhundert um Jahrhundert durch die Zeit.
Der Gewölbe kühngeschwung'ne Bogen
Erklingen, gleich dem Lied der Ewigkeit.

Aus der Kuppel hoher Rundung nieder,
Aus vielgezackten Fenstern wunderbar
Magisch schweben Strahlen reinen Lichtes
Um Chorgestühl und Bildwerk und Altar.

Mit des Tages Licht vermählt sich zaghaft
Zu heilger Feier milder Kerzenschein.
Andachtsvoll harrt rings die Menge — doch nun
Wie Sturmwind brausend, setzt die Orgel ein.

Sankt Quirinus, hehrer Gottesstreiter,
Zu deiner Ehre schallt empor dein Lied;
Schirm uns in Gefahren, hilf in Nöten
O großer Heilger, höre unsre Bitt'.

Leise ist verrauscht die Feierstunde,
Verweht sind Orgelton und Kerzenlicht . .
Ueber Stadt und Land und grüne Auen
Ragt stolz der Dom, ein ewiges Gedicht.

✱

Die Meister der Glocken im Kreise Neuß.

Von Dr. H. Schiffers (Aachen).

Es hat seine besonderen Reize, von den Glocken der Heimat zu plaudern. Jedem ist ihr Klang vertraut von Kindheit an, in Freud und Leid hat dieser Klang immer wieder die Saiten der Seele mitschwingen lassen, und nicht anders ist er Vätern und Vätersvätern oft bis in ferne Jahrhunderte zurück geklungen. Und doch, wer kennt diese vertrauten Freunde des Lebens selbst, wer hat sie je einmal zu Gesicht bekommen, wer weiß von den Inschriften, die auf ihrem Mantel zu lesen sind? Wenn wir heute jene alten Meister, die die Glocken der Neußer Gegend geschaffen haben, im Geiste an uns vorüberziehen lassen, dann ist das nicht lediglich eine nüchterne Auseinandersetzung von Gießernamen und Ortsnamen. Vielmehr wird sich dabei ein interessanter Einblick in Kulturströmungen von der Höhe des Mittelalters bis zur großen französischen Revolution darbieten, wir werden an dem Einzelbeispiel der Glocken erkennen, wie künstlerische Einflüsse von allen Seiten in unsere Heimat einströmen, oft genug als Folgeerscheinung wirtschaftlicher Entwicklung oder gar politischer Vorgänge.

Die älteste Glocke unserer Gegend befindet sich in Holzheim; sie ist nach der Inschrift durch Heinrich von Gerresheim gegossen. Obwohl von diesem Meister im Rheinland noch zwei weitere Glocken vorhanden sind, bzw. waren, nämlich eine von 1399 in Odenkirchen eine andere von 1388 in Erpel, so, fehlt uns doch bisher noch die sichere Kenntnis über Heinrich von Gerresheim. Ob er tatsächlich in Gerresheim ansässig war oder ob es sich um einen Kölner Gießer handelt, ist nicht sicher entschieden. Jedenfalls war in der rheinischen Glockengießerkunst, die seit dem 14. Jahrhundert aufblüht, von Anfang an die rheinische Metropole führend, und seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts lassen sich sogar mehrere Kölner Glockengießerfamilien in mehreren Generationen nachweisen. Sie sind allerdings in unserer Heimat weniger tätig gewesen. Nur von dem Kölner Hermann von Alfter lassen sich hier mehrere Glocken nachweisen; er goß 1448 die Marienglocke für Rosellen, im Jahre 1478 die Pankratiusglocke für Nievenheim und 1481 die Annaglocke für Rosellen.

Stärker als der Kölnische Einfluß macht sich in unserer Gegend während des 15. Jahrhunderts die niederrheinische, von den Niederlanden aus genährte Einwirkung geltend. So z. B. goß 1556 der bedeutende Niederländer Jan Tolhuis (nicht Jolhuis, wie es in den „Kunstdenkmälern" heißt) eine Glocke für Büderich. Auch der bedeutende Niederländer Johannes Hoerken de Bechgel aus Nordbrabant hat für die Neußer Gegend gegossen; von ihm stammt die Holzheimer Barbaraglocke aus dem Jahre 1444. Seine Glocken, allen voran die Speciosa des Kölner Domes, stehen unter den Meisterwerken der mittelalterlichen Glockengießerkunst obenan. Johann von Venlo, der viele niederrheinische Glocken schuf, hat 1483 die Martinsglocke für Kaarst gegossen. Nach der Stadt Neuß nannte sich sogar eine in vier Meistern nachweisbare Glockengießerfamilie, die von 1490 bis 1524 im Rheinland nachweisbar ist. Heute befindet sich allerdings in der Neußer Gegend kein einziges ihrer Werke, abgesehen von der im Museum aufbewahrten, zersprungenen Petersglocke aus Hoisten, die 1524 durch Reinart van Nuyß gegossen wurde.

Um die nämliche Zeit gewinnt auch Aachen als Glockengießerstadt für unsere Gegend Bedeutung. Dort ließen sich um 1475 die Brüder Gregor und Johann von Trier nieder und begründeten so die bedeutendste rheinische Glockengießerfamilie, die von Trier, die bis um das Jahr 1700 weit über die Grenzen des Rheinlandes hinaus wirkte. Von einem der früheren Meister dieses Namens stammt allerdings nur die Anna- und Andreasglocke zu Norf aus dem Jahre 1532 mit der Aufschrift: „Jan van Trier gois mich." Aber auch noch die späteren Gießer dieses Namens waren rege für unsere Gegend tätig: Johann von Trier goß 1655 die Grefrather Stephansglocke, die Marienglocke zu Kaarst wurde 1651 durch die drei Brüder Johann, Peter und Heinrich von Trier gegossen, auf sie ist wohl auch eine Büdericher Glocke von 1655 zurückzuführen.

Verhältnismäßig viele neue Glocken weist der Kreis Neuß aus dem 17. Jahrhundert auf; es mag dies in der Hauptsache auf das durch die Gegenreformation neu erweckte kirchliche Leben zurückzuführen sein, dann aber auch auf die vielen Schäden, welche die Kriege jener Zeit verursacht hatten. Im Zusammenhang damit steht es jedenfalls, wenn während des 17. Jahrhunderts in Köln so viele Glockengießer tätig waren, durchweg — wie die Namen erkennen lassen — Zugewanderte. Freilich nur von zwei Kölnern können wir nachweisen, daß sie damals Glocken unserer Heimat gegossen haben: Gottfried von Stommel goß 1662 in Uedesheim zwei Glocken für die dortige Pfarrkirche, vier Jahre später schuf er auch die Hackenbroicher Katharinenglocke. Der bedeutende Kölner Meister Johann Reutter, der von Mainz in die rheinische Metropole übergesiedelt war, und in mancher Hinsicht neue Wege ging, goß 1613 eine Glocke für Heerdt.

Charakteristisch für das 17. Jahrhundert ist auch das Gießen durch umherziehende Meister. Offenbar hatte auch Gottfried Stommel 1662 die Glocken für Uedesheim an Ort und Stelle

gegossen. Durchweg aber waren diese wandernden Glockengießer des 17. Jahrhunderts lothringisch-französischer Herkunft: ihre Tätigkeit ist eine Begleiterscheinung des damals in Politik und Gesellschaft vordringenden französischen Einflusses. Im Jahre 1637 wurde die Heerdter Benediktusglocke durch ein lothringisches Meisterpaar gegossen: Peter Dron und Joseph Michelin. Letzterer schuf im Jahre 1638 allein für Dormagen wahrscheinlich sogar zwei Glocken, da ein Johann Michelin, der im nämlichen Jahre die zweite Dormagener Glocke gegossen haben soll, sonst im Rheinland nicht nachzuweisen ist. Auch Claudius Michelin, wahrscheinlich ein Bruder Josephs, arbeitete um die nämliche Zeit für Kirchen der Neußer Gegend; im Jahre 1635 entstand durch ihn eine Glocke für Hackenbroich, im selben Jahre goß er eine Glocke für Nievenheim, ein Jahr zuvor hatte er bereits drei Glocken für das Neußer Quirinusmünster gegossen.

Während des 18. Jahrhunderts überwiegen wieder mehr die einheimischen Meister. Lediglich aus Straßburg ist einer für Zons tätig, der kurpfälzische Stückgießer Johann Peter Edel der zahlreiche rheinische Glocken schuf; die Zonser Martinsglocke hat er 1710 gegossen. Sonst lassen sich in der Neußer Gegend während des 18. Jahrhunderts nur noch Kölner Gießer nachweisen; sie tragen wieder völlig unbekannte Namen, waren keine großen Meister, aber gute Handwerker. Von einem Mitglied der Kölner Familie Fuchs, die drei Generationen mit fünf Meistern tätig war, stammt die Grefrather Mariengloche, auf der man liest: „Johannes Fuchs von Cöllen goß mich 1743." Ein anderer Kölner, Jakob Claren mit Namen, der Begründer einer erst am Ende des 19. Jahrhunderts aufgegebenen Glockengießerei, goß 1779 eine andere Glocke für Grefrath.

Die neue Blüte des Kölner Glockengießergewerbes zeigte sich auch darin, daß der hervorragende wallonische Gießer Martin Legros (1704—184) aus Malmedy nach Köln übersiedelte und dort Bürgerrecht erwarb; man hat ihn mit Recht wegen „einer seltenen Reinheit und Fülle des Tones" bei seinen Glocken den bedeutendsten rheinischen Glockengießer des 18. Jahrhunderts genannt. Er ist auch für Neuß tätig gewesen, indem er für das Quirinusmünster im Jahre 1764 mehrere Glocken goß.

*

Abendlied.

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild auf Bild herein;
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn
Wie zwei Sternlein innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt.

G. Keller.

*

Das wertvollste Denkmal des Neußer Museums.

Von Oberstudienrat Dr. Ernst Keßler (Neuß).

Unstreitig ist in der Römischen Abteilung des Neußer Museums das Grabdenkmal des Oklatius das künstlerisch wertvollste, wir nannten es „das besterhaltene Stück seiner Gattung diesseits der Alpen" (vergl. Nummer 168 dieser Zeitung vom 21. Juli 1928). Allerdings müssen wir die Einschränkung hinzufügen, daß es leider nicht pfleglich genug behandelt worden ist, obwohl es im Schutze des Museums steht. Trotzdem dürfte es auch jetzt noch das kostbarste Original des Museums überhaupt sein.

Sehen wir es uns mit Muße an. Aus Muschelkalkstein gearbeitet, ist es etwa zweiundeinhalb Meter hoch und eineinhalb Meter breit. Wer es ist, dem man den prächtigen Grabstein gesetzt hat, verrät eine guterhaltene Aufschrift, die in Uebersetzung besagt: „Dem Oklatius, dem Sohne des Carvus, dem Fahnenträger im Reiterregiment der Afrikaner, im Tungernlande beheimatet, hat sein Bruder als Erbe dies Denkmal setzen lassen."

Schon der Name Oklatius zeigt, daß wir es mit einem Nichtrömer zu tun haben. Er war ein Tunger, stammte also aus dem niederrheinischen Gebiet, dessen Mittelpunkt etwa in der Meeresgegend um Maastricht und Venlo lag. Heute noch lebt der Name in der Ortsbezeichnung Tongern weiter, in alter Zeit Atuatuca geheißen. Ursprünglich waren die Tungern nach dem klaren Zeugnis des Tacitus ein germanisches Volk, das zuerst über den Rhein kam und die Gallier vertrieb. Bei den Neußer Ausgrabungen sind viele tungrischen Münzen zutage gekommen; es scheint hiernach, daß das Tungerngebiet bis an den Rhein bei Neuß stieß. Als „weit ausgedehnt und gesegnet durch reichen Wohlstand" wird es bei einem römischen Schriftsteller gekennzeichnet. Wohl erst in späterer Zeit haben die Ubier (mit Vorort Köln) den Rhein entlang vorgeschoben bis nach Uerdingen hin, wo das Gebiet der Cugurner (mit Vorort Xanten) sich anschloß, und die Tungern mehr westwärts gedrängt. Nähere sichere Nachrichten vom Tungernlande haben wir nicht. Das einzige, was wir noch hören, wird von einer tungrischen Wahrsagerin im dritten Jahrhundert berichtet, die dem Diokletian zutreffend prophezeit hatte, er werde es einmal bis zum Kaiser bringen (Diocletiane, evis imperator). Jedenfalls dürfen wir von dem bei Neuß beerdigten Oklatius annehmen, daß er in seiner Heimaterde seine letzte Ruhestatt gefunden hatte.

Seine militärische Laufbahn begann er in einem Kavallerieregiment, das sich im wesentlichen aus Afrikanern zusammensetzte (ala Afrorum); es stand, wie Inschriftsteine dartun, die man beispielsweise bei Köln, bei Cleve, bei Monterberg (Kalkar) gefunden hat, in Niedergermanien. Er brachte es bis zum Regimentsfahnenträger (signifer) und das heißt immerhin schon was. Wohl hatte die Standarte damals die Bedeutung, die sie auch heute noch hat, als ein heiliggehaltenes Merk- und Wahrzeichen der Einheit und Zusammengehörigkeit eines Truppenteils — „zur Fahne" eingezogen werden und „bei der Stange" bleiben haben wir von den Römern gelernt. Aber der römische Standartenträger hatte eine schwierige Sonderaufgabe, die uns heute fremd ist; er mußte die Befehle für jede taktische Bewegung seines Truppenteils mit seiner Fahne (signum) „signalisieren", also Marsch und Halt, Angriff und Rückzug, Schwenkung und was es sonst für Frontveränderungen gab; auf dem Marsche ritt er vorneweg im ersten Glied. Sicherlich ist für die Beförderung eines Unteroffiziers zum Signifer die Erprobung in der Befehlsweitergabe eine unerläßliche Voraussetzung gewesen. Dem Range nach stand der Regimentsbannerträger (signifer alae) unmittelbar unter dem Zehnerschaftsführer (decurio), deren es in der römischen Schwadron drei gab, etwa unserem Vizewachtmeister zu vergleichen. Angaben über die zurückgelegte Dienstzeit nach Jahren und über das Lebensalter des Oklatius vermissen wir hier im Gegensatz zu den Aufschriften auf den Grabsteinen vieler anderer Militärs; wie auch über den Namen des Bruders, der sein Erbe war und ihm den Gedenkstein errichtet hat.

Aufgedeckt wurde das Denkmal im Jahre 1922 vor dem Obertor, nordwestlich der Selsschen Ziegelei, an der Nordseite der Provinzialstraße, der Römerstraße Neuß—Köln. Hier stand ein römisches Reiterkastell; dieses muß man auseinanderhalten von dem Standlager der 6. Legion, das bekanntlich rheinoberhalb an der Erftmündung bei Grimlinghausen gelegen war. Zu dem Reiterkastell gehörte ein Begräbnisplatz. Dort wurde das Denkmal des Oklatius gefunden, verschüttet mit dem ganzen umliegenden Gräberfeld. Wie mir ein Augenzeuge mitteilte, der die Fundbergung beobachtet hat, war der Stein zunächst weich wie Wachs aufgelöst infolge der Wirkung, die die ihn deckende feuchte Erdschicht etwa 1800 Jahre lang ausgeübt hatte; es genügte aber schon die Zeit von nicht einer halben Stunde, daß er an der Luft erhärtete und seine alte Gestalt gewann. Unmittelbar hinter dem Gedenkstein fand sich auch die Begräbnisstätte des Verstorbenen mit kleinen Gefäßen, die jetzt im Museum auf dem Denkmal oben aufgestellt sind. Der Formung nach zu schließen, gehören sie zeitlich dem ersten nachchristlichen Jahrhundert an; dem entspricht auch der Stil des Bildwerkes.

Da steht Oklatius in stattlicher Figur in der Darstellung des Hauptbildes. Respektvoll, wie er im Leben war, nach Tracht und Haltung. Nicht der Kriegsmantel schmückt ihn oder Panzer und Helm, sondern das bürgerliche Gewand (toga), wie man es in Ruhestellung oder im Lagerleben trug. So etwa stelle man sich den Vizewachtmeister Oklatius vor, wenn er zum Appell ging. In der Rechten hält er, der Signifer, die Regimentsstandarte, das Signum, eine oben mit einem Halbmond geschmückte Lanze, an deren Spitze sich auch sonst noch Zierat und „Insignien" zeigen. Nicht leicht erkennbar sind dabei die Reste eines Löwenkopfes; ursprünglich war er in unversehrter Klarheit zu sehen. Gibt es ein beziehungsreicheres Wappentier für ein afrikanisches Regiment als den Löwen? Beiderseits vom Signum hängt ein kleines Band herunter; dazwischen sieht man eine Platte, die für den Namen des Truppenteils bestimmt ist. An der rechten Hüfte des Oklatius hängt das bei den Römern übliche kurze Schwert, dessen Griff hervorlugt. Was er in seiner linken Hand hält, scheint rätselhaft zu sein. Zunächst ein kassettenartiges Kästchen, das aussieht wie ein modernes Damenbesuchshandtäschchen. Ob er sein Bargeld darin aufbewahrt? Sodann, unter dem Drucke der Hand sich biegend, was wie ein Tüchlein aussieht oder vielleicht wie die Testamentsrolle des Verstorbenen, die man auf anderen antiken Grabdenkmälern öfters in der Hand des Dargestellten sehen kann. In Wirklichkeit wird nichts von alledem hier gemeint sein. Der Künstler wollte zweifellos ein Erinnerungsbild schaffen, in dem der Verstorbene in seiner militärischen Bedeutung nach dem Leben dargestellt werden soll. Dann muß nicht nur das Signum in seiner rechten Hand, sondern auch das, was wir in seiner Linken sehen, zu seiner militärischen Stellung irgendwie Beziehung haben. Es ist eben das Dienstbuch des Signifer mit den Namen der einzelnen Reiter, und das sogen. Tüchlein darüber ist meines Erachtens ein Geldbeutel, weil der Signifer bei der Regimentskasse die Konten seiner Reiter in Ordnung hält; freilich ist der Geldbeutel ziemlich schlaff ausgefallen.

Nicht weniger gelungen ist die zweite bildliche Darstellung, das Nebenbild, unter der Inschriftplatte. Ein aufgezäumtes Roß, offenbar das Leibpferd des Oklatius, führt ein Pferdebursche am Zügel. Auf der linken Schulter des Knappen liegt ein bündelartiges Etwas und ragt hoch darüber hinaus. Es ist der Stallbesen. Ringe halten ihn zusammen. Daß diese Ringe sowie das Riemenzeug des Pferdes in aufgemalter Farbe angedeutet waren, ist hochinteressant. Man konnte sie an den zarten Umrißlinien noch vor einigen Wochen erkennen. Inzwischen ist es uns nicht mehr möglich, jene Feinheiten zu verfolgen; denn durch Uebertünchung mit grauer Farbe sind sie unwiederbringlich verwischt.

(So viel ich in Erfahrungen bringen konnte, hat man den Stein durch einen für die Kölner Pressa genommenen, wenig sachgemäß ausgeführten Abguß verdorben. Es ist nicht meine Aufgabe, nach dem Schuldigen zu forschen; doch muß ich, damit keine falsche Verdächtigung aufkomme, hinzufügen, daß, wie von vornherein anzunehmen war, einen solchen Sachkenner wie Dr. Konstantin Koenen keine Verantwortung trifft.) Wahrscheinlich war das Denkmal überhaupt bemalt; wir hätten also ein in den Stein gemeißeltes Relief, das ursprünglich ein durch Bemalung vollendetes Bild zeigte, vor uns; übriggeblieben ist von dem Ganzen nur das Plastische, das vom Künstler als die Unterlage, freilich als die wichtigste Arbeit, gedacht war. Steinmetz und Bildhauer und Maler haben demnach hier zusammengearbeitet, einen Grabschmuck zu schaffen, der imponierend war. Ein solches Schaffen ist vorbildlich für alle Zeiten. Heutzutage sind Handwerker und Künstler durch eine unnatürliche Kluft getrennt. Der Antike war solche Abgrenzung fremd. Wie in Griechenland zur Zeit des fünften Jahrhunderts vor Christus der Bildhauer (und Philosoph) Sokrates Handwerksmeister und Künstler in einer Person war, so auch im römischen Rheinland zur Zeit des ersten nachchristlichen Jahrhunderts der Verfertiger des Oklatiussteines. Man bedenke doch, wie solch ein Denkmal damals entstand. Aus dem Steinbruch wurde der mächtige Steinklotz geliefert; nur grob war seine Vorderfläche geebnet. Der Meister, der seinen Auftrag „konzipiert" hatte, trennte die äußere Gliederung darauf ab: eine Inschriftplatte in der Mitte zwischen zwei bildlichen Darstellungen. Die Bilder skizzierte er zuerst in Farbenlinien. Indem er den Grund allmählich eintiefte, hoben sich nach und nach die Figuren heraus; je voller dabei der Grund verschwand, desto sorgfältiger arbeitete der Meißel an den Gestalten des Bildes; schließlich vollendete das Auftragen einfacher Farbtöne die Ausführung.

Gewiß war ein solches Werk nicht jedesmal ein Original in dem Sinne, daß stets etwas ganz Neues aus reinem Phantasieschaffen erzeugt worden wäre. Die Darstellung blieb sicher zu vielen Malen dieselbe wie etwa heute beim Möbelfabrikanten, der ein gelungenes Modell ein Dutzendmal wiederholt. Aber nie fehlte die freie Behandlung, z. B. in Haltung, Miene, Ausdruck, nie fehlte einige Selbständigkeit in der Durchführung. So lehrt uns das Neußer Oklatiusdenkmal, das Können des antiken Handwerkers aufs höchste einschätzen. Sollte nicht der moderne Meister von den mustergültigen Leistungen des antiken lernen können?

Schließlich legt uns der Gedenkstein des Oklatius noch einen Gedanken nahe. Solch Totendenkmal fand seine Aufnahme nicht auf einem stillen Friedhof, sondern am öffentlichen Wege, wo das laute Leben vorüberzog. Nicht anders an der Appischen Straße in Rom, oder vor dem Dipylontor in Athen als an der Römerstraße Neuß—Köln, wo der Wanderer den Oklatiusstein erschaute und bestaunte. Die Lust am äußeren Schmuck der Gräber blühte im ersten Jahrhundert n. Chr. wie kaum zuvor. Es ist in jene Zeit, die ein lateinisches Sprichwort kennzeichnet „Baden und jagen, spielen und lachen, das heißt leben!" Ihr ist Ueppigkeit und Wohlleben des Strebens Ziel und des Lebens Inhalt. Gewiß, Kraft und Größe, Anmut und Würde, Feinheit und Witz, Geist und Geschmack fehlen ihr nicht; am eindrucksvollsten offenbaren uns das die Briefe aus jener Zeit. Aber im Grunde fuchst du vergeblich, wie in jeder wesentlich auf das Diesseits gerichteten, nur die materiellen Genüsse preisenden Lebensauffassung, die seelische Tiefe und die wahre Freude im und am Leben.

*

Wo?

Von Heinrich Heine.

Wo wird einst des Wandermüden
letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden'
unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
eingescharrt von fremder Hand'
oder ruh ich an der Küste
eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel dort wie hier,
und als Totenlampen schweben
nachts die Sterne über mir.

*

Die schöne alte Stadt.

Bilder aus dem romantischen Neuß.

Von Dr. Josef Janders

(Schluß.)

Ausklang.

„Mondschein und Giebeldächer
in einer deutschen Stadt
ich weiß nicht, warum das Antlitz
mich stets ergriffen hat."
(v. Schönaich-Carolath.)

Wo der Dom von St. Quirin sein steinern Sursum corda in den Himmel schreibt, da drängt sich in seinem Schatten die Märchenwelt der alten Stadt, da umspielt dich in Gassen und Gäßchen der Zauber der Heimat. Siehst umweit des Domes den Zinnenkranz des Vogthauses zu den hl. Dreikönigen, in dessen mächtige Mauern mehr als drei Jahrhunderte ihre Runen geschrieben. Und wo sich die Gasse zum Hafen senkt, da erfreut dein Auge die zierliche Linie des Marienberg, die des lieblichen Kirchleins nicht entbehrt. Findest gen Süden im Gewirr der Straßen und Gassen verschwiegen Kloster und Kapelle und begegnest dem Frieden der Gottesstätte auch im Brausen der Zeit, da, wo St. Sebastiani Kirchlein mit schmuckem Dachreiter mahnend die unruhige Straße grüßt. Am schönsten aber umfängt dich das Zentrum der alten Stadt, wenn du in stillen Nächten den weiten Marktplatz betrittst. Da grüßt dich das stolze Haus der Stadt, das die Geschlechter von drei Jahrhunderten gesehen. Fein und zierlich steigen seine Linien auf und künden aus Portal und Fenster und sinnigen Zeichen die historia einer stolzen Stadt. Bis sie dann ausklingen im Türmchen der Madonna, das des hohen Daches Haube ziert. Von drüben winkt die herbe Keuschheit des Observantenklosters, drängt sich mit mächtigem Backstein, von Efeu zierlich umkleidet, hart an die Zeile der Straße und stimmt gebieterisch zur Andacht. Dazwischen ducken sich die kleinen, ach so winzigen Häuslein und fühlen sich so sicher, so geborgen im Schatten des Domes, der seit acht Jahrhunderten ihre Not gesehen, im Schutze des Stadthauses, in dem stolze Geschlechter geboren, im klösterlichen Frieden der efeuumrankten Kirche, die mit ihnen alt geworden. Wer in stillen Nächten den verträumten Zauber dieses Bildes gesehen, vergißt es nimmermehr.

„Es ist ein Bild, wie still und heiß
es alte Meister hegten,
kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
es auf den Goldgrund legten."